

Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge
Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz
Band: 109 (1941)
Heft: 46

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 11.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SCHWEIZERISCHE KIRCHEN-ZEITUNG

Redaktion: Mgr. Dr. VIKTOR v. ERNST, Can., Prof. theol., St. Leodegarstr. 9, Luzern, Tel. 2 02 87
Dr. phil. et theol. ALOIS SCHENKER, Prof. theol., Adligenswilerstr. 8, Luzern, Tel. 2 65 93

Verlag und Expedition: Rüber & Cie., Buchdruckerei und Buchhandlung, Luzern, Frankenstr. 7-9, Telephon 274 22. — Abonnementspreise. bei der Expedition bestellt jährlich Fr. 12.—, halbjährlich Fr. 6.20 (Postcheck VII 128) — Postabonnemente 30 Cts. Zuschlag. Für das Ausland kommt das Auslandsporto hinzu. Einzelnummer 30 Cts. — Erscheint je Donnerstag. — Insertionspreise: Einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 12 Cts. — Schluß der Inseratenannahme Dienstag morgens. Jeder Offerte ist zur Weiterleitung 20 Cts. in Marken beizulegen.

Luzern, 13. November 1941

109. Jahrgang · Nr. 46

Inhalts-Verzeichnis Um das Bittgebet. — Martin von Tours. — Republikanisches, Allzurepublikanisches. — Dom Germain Morin OSB. — Totentafel. — Kirchen-Chronik. — Rezensionen.

Um das Bittgebet

i.

Die ernste Zeit, in der wir stehen, hat die Frage nach dem Werte des Bittgebetes eine besondere Bedeutung verliehen. Eine Diskussion hierüber hat eine Schrift angeregt, die im Verlaufe dieses Jahres erschienen ist¹. Eine Besprechung derselben in den Spalten dieses Blattes hat einige Punkte, die von besonderer Wichtigkeit sind, grundsätzlich beleuchtet². Da die Folgerungen, die aus der genannten Schrift sich ergeben, von so weittragender Bedeutung sind, so rechtfertigt sich ein Zurückkommen auf einzelne darin ausgesprochene Gedanken in Anbetracht der Wirkungen, die sie da und dort gezeitigt hat, wohl ohne weiteres.

Der Verfasser ist, wie jedermann ihm zugestehen wird, mit großem Ernst an die Prüfung der obschwebenden Fragen herantretend. Wenn man ihm jedoch nicht in allem beistimmen kann, so dürfte auch eine kritische Würdigung seiner Auffassungen als ein ehrliches Bemühen im Dienste der Wahrheit gewürdigt werden.

K., der für die leibliche und seelische Not der Mitmenschen ein tiefes Verständnis besitzt, ist wie viele andere von der bedauernswerten Tatsache betroffen, daß manche an der Güte Gottes irre werden und sich von ihm abwenden, weil sie in ihren irdischen Anliegen von ihm nicht erhört worden sind. So seien, sagt er, in einem katholischen Lande Tausende, durch ein erbarmungsloses Schicksal erbittert, von Gott abgefallen (19 f.). Für diese Schwierigkeit sucht er nun eine Lösung, die dahin geht, um Irdisches solle man überhaupt nicht beten, um es zu erhalten; alles sei von Ewigkeit her geordnet, man solle bloß die Kraft erleben, sein Schicksal in Geduld und Ergebenheit in den Willen Gottes zu tragen.

Richtig an diesen Anschauungen ist jedenfalls die ernste und scharf betonte Forderung, die im Evangelium des Gott-

¹ Gebet, Vorsehung, Wunder. Ein Gespräch. Von Otto Karrer. Verlag Rüber & Cie., Luzern.

² Vgl. Schweiz. Kirchenztg. Nr. 20 und 21. 1941.

menschen selber niedergelegt ist, »zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit zu suchen« (Mt. 6, 33). Wie viele Menschen denken bei ihrem Gebete in erster Linie an die Befriedigung ihrer irdischen Wünsche und verlieren dabei das Heil ihrer Seele ganz aus dem Auge. Wenn nun solche, die es mit ihrem religiösen Leben nie ernst genommen haben, auf einmal im Gebete zu Gott ihre Zuflucht nehmen wollen und dabei — nicht erhört werden, so dürfen sie sich darüber sicher nicht wundern. Und wenn sie dann gar ihren Glauben verlieren, so haben sie dies ihrem eigenen Verhalten zuzuschreiben. Ein »Anrecht« auf Erhörung hat eigentlich nur derjenige, der die Gottesforderungen des Evangeliums gewissenhaft erfüllt. Das muß auch in der Predigt und Katechese immer wieder und mit aller Deutlichkeit gesagt werden. Führt jemand ein vorbildliches christliches Leben und wird gleichwohl nicht erhört, so wird er sich eben sagen, daß Gott in seinem weisen Ratschluß es zu seinem Heile anders geordnet hat, und seiner Vorsehung restlos vertrauen. Das ist katholischerseits immer betont worden. Die Tatsache, daß »nachweisbar« in so und so vielen Fällen das Bittgebet in irdischen Angelegenheiten nicht erhört worden ist, bildet sicher kein Argument gegen dasselbe, denn sonst könnte man aus denselben Gründen auch das Gebet um Hilfe in religiösen Angelegenheiten als überflüssig hinstellen. Wir haben aber die Gewißheit, daß jedes Gebet so oder anders von Gott erhört wird, wenn es in der richtigen Absicht verrichtet wird.

So kann auch die Unveränderlichkeit Gottes kein Grund sein dafür, daß das Bittgebet keine Aussicht auf Erhörung hat. Bisher haben die katholischen Theologen die Auffassung vertreten, das Gebet des einzelnen Menschen sei von Gott in den ewigen Vorsehungsplan einbezogen worden und komme so zu seiner Auswirkung, je nachdem Gott es eben würdigt zum Wohle des Betenden. Er hat doch den Menschen als freies Wesen geschaffen, das verantwortlich ist für jede seiner Handlungen, wofür Lohn oder Strafe ihm beschieden sind. (Vgl. Hebr. 4, 13 und Vaticanum, sess. 3, c. 1; Thom. v. A. S. th. 2 2 q 83 a. 2). Wie sollte nun

gerade das Bittgebet von Gott außer acht gelassen werden? Wir tun ihm mit unserm Gebet keinen Zwang an. Er kann in Freiheit über unser Schicksal entscheiden. Wenn übrigens unser Gebet in irdischen Anliegen wegen der Unveränderlichkeit Gottes gegenstandslos sein soll, warum dann nicht auch aus demselben Grund das Gebet in religiösen Angelegenheiten? Warum sollen wir dann um unser Heil uns überhaupt noch kümmern?

Wenn weiterhin der Arzt und der Landmann in den notwendigen Naturverlauf eingreifen kann und Gott auch dies voraussieht und in seinen Vorsehungsplan einbezieht, warum soll dann nicht auch unser Bittgebet — auch das in irdischen Belangen —, als sekundäre Ursache eingeschaltet werden können für die Bestimmung unseres Schicksals? Dadurch werden die von Gott festgelegten Naturgesetze nicht aufgehoben. Es ist nicht einzusehen, warum Gott nicht in dieser Weise unser Gebet berücksichtigen könnte. So wird durch den Wettersegen sicher weder Gott noch der Natur Gewalt angetan, aber er kann seine Wirkung haben nach dem von Gott vorausbestimmten Vorsehungsplan. Und es ist doch eine etwas eigenartige Auffassung, wir wollten mit seiner Spendung zum Ausdruck bringen, »daß wir in ruhigem Gottvertrauen aufnehmen, was wir doch nicht ändern können« (50). So will die Kirche sicher den Wettersegen und andere ähnliche Segnungen nicht verstanden wissen. Und auch wenn es richtig ist, daß es da und dort »bei übermäßiger Vordringlichkeit des Verlangens an die Grenze des Magisch-Abergläubischen geht« (98) in der Pflege religiösen Lebens bei Leuten, die oft etwas primitiven Auffassungen huldigen, so spricht dies noch nicht gegen die Zulässigkeit des Bittgebetes, wie es die Kirche immer verstanden hat und wie es auch Christus selbst gelehrt hat durch sein Beispiel: »Mein Vater, wenn es möglich ist, lasse diesen Kelch an mir vorübergehen. Doch nicht, wie ich will, sondern wie du willst« (Mt. 26, 39). Und wenn ein Landmann betet beim Anzug eines Gewitters, so will er damit nicht erreichen, »daß es überhaupt keine Gewitter mehr gebe«, wodurch der kausale Naturlauf gehemmt bzw. aufgehoben würde, sondern bloß, daß das Gewitter nicht schade oder der Schaden gemildert werde, wenn es Gottes Barmherzigkeit gefällt.

Martin von Tours

St. Martin kennen alle. Wie kein zweiter lebt er weiter im Leben des Volkes. In seinen Tagen war er neben Ambrosius und Augustin bewundert, weithin durch alle Provinzen. Obwohl sein Denken nicht von augustinischer Kraft und Glut und sein Reden nicht von ambrosianischem Glanz und Ruhm war. Was ihm seinen verklärten Namen gab, war seine lebendig-ursprüngliche und ritterlich-selbstvergessene Treuhaftigkeit und Treuherzigkeit. Er war ein Mensch, durch dessen Seele das Schwert Christi blitzte, das Licht und Finsternis schied. St. Martin war hineingestellt in schwere Zeit.

Dem Römerreich, aus dem er kam — er war der Sohn eines römischen Tribuns aus Pavia, um 316 im ungarischen Sabaria geboren — drohte die Nacht des Untergangs. Zwar leuchteten in Ost und West, in Nord und Süd, wenn auch unter geteilten Kronen, noch die Feldzeichen der römischen

K. ist geneigt, eine gewisse telepathische Kraft anzunehmen, die z. B. beim Gebet der Mutter auf das Kind übergeht, »ein Strahlungsbandel natürlicher wie übernatürlicher Energie, die auf die Lebenskraft des kranken Kindes wirken kann« (44). Diese Kraftwirkung wäre von Gott in den Naturverlauf eingeschaltet. Es ist nicht recht klar, was unter einem Strahlenbandel übernatürlicher Kraft hier zu denken ist. Unter dem ersten, der natürlichen Energie, die auf das Kind übergehen soll, könnte man wohl eine Art Suggestion verstehen. Ein Strahlungsbandel übernatürlicher Energie aber bedarf einer andern Deutung. K. sucht diese also verständlich zu machen: »Wir sind durch den Glauben abgeschlossen und eingebettet in den geistigen Kraftstrom der göttlichen Liebe, der gespeist aus der ewigen Energiequelle, dem dreifaltig-einen Gotteswesen, in unsichtbaren Wellen uns mit ihm und miteinander verbindet.« Hierbei »ist der Glaube, das Gebet, für Gottes ewige Vorsehung gewissermaßen das Medium, durch welches die Rückwirkung auf das Gesamtfinden (eines Kranken) eintritt« (44). Wenn aber das Gebet für die Gnadenvermittlung — denn darum handelt es sich hier — das »Medium« bildet oder nach einer andern Aeußerung des Verfassers »die Voraussetzung, daß seine Liebe in unserer Liebe offenbar werde«, so ist damit doch offenbar ausgesagt, daß das Gebet von Gott doch berücksichtigt wird, also doch von Bedeutung ist für die Erhörung auch in einem irdischen Anliegen.

Im Zusammenhang mit der Frage nach der Wirkkraft des Bittgebetes wird eingehend auch die Möglichkeit des Wunders erörtert. Sie wird keineswegs geleugnet, sind doch z. B. im Leben der Heiligen solche unlegbar vorgekommen. Aber sie werden von Gott nur gewirkt »für ausnehmend große und wichtige, seinem Heilsplan vorbehaltene göttliche Ziele« (116). Jedoch wird »der fromme Christenmensch, wenn er in Not geraten ist, Gott nicht gerade um ein Wunder zu seiner Befreiung bitten. Es ziemte sich nicht« (123). Man soll Gott, sagt der Verfasser, nicht mit einem himmelstürmenden Glauben um Wunder bitten, ihn sozusagen dazu nötigen wollen. Jesus hat seine Wunder immer nur im Dienste des neuen Gottesreiches gewirkt. Er wollte damit den Glauben seiner Anhänger stärken.

Cäsaren, und ihre Rechtssätze einten das gewaltige Reich immer noch. Doch schon brandeten von Nordosten her die jungen germanischen Völker über die Dämme und deuteten, gespenstisch wetterleuchtend, den Anbruch einer neuen Zeit an.

Auch im Schoße der Kirche selber begann es zu gären. Zwar hatte die Tat Konstantins eine plötzliche Schmelze des Heidentums zur Folge. Aber mit einem Schlag wurde dadurch auch das Land allzu groß für die wenigen Ackersleute, die den Pflug Gottes zu führen vermochten. Der Feind benutzte diese Stunde der Nacht und säte Unkraut unter den Weizen. Der Arianismus befahl das Volk wie Rauhreif das frische Grün. Die Frühlingsluft des Christentums begann schwül zu werden. Eine alles überwuchernde Barbarei war im Anrücken und viele waren überzeugt vom baldigen Weltuntergang, wie immer in Zeiten der Wende. In diese Zeit hinein sandte nun Gott seiner Kirche den edlen Ritter Martin. Was Wunder, daß auch er, von der Untergangs-

Das ist durchaus richtig. Jesus hat nie Wunder gewirkt aus Reklamezwecken. Sie standen immer im Dienste einer bestimmten Idee, wie z. B. das Brotwunder der Einsetzung der hl. Eucharistie voranging. Das »himmelstürmende« Gebet, das Menschen in irdischer Not an Gott richten, würde, wenn er dabei »versagt«, sie nur dann »in den Unglauben treiben«, wenn sie von rein irdischen Motiven sich dazu leiten lassen ohne Rücksicht auf den Willen Gottes und seine heilige Vorsehung. Warum sollten wir aber nicht mit den eindringlichsten Bitten an Gott gelangen dürfen? Das Herrenwort von dem »liederlichen Geschlecht, das Zeichen vom Himmel verlangt« (Mt. 16, 4), gilt ja doch nur für jene, die jedes höhere religiöse Motiv außer acht lassen. Das »himmelstürmende« Gebet ist der Ausfluß eines wahrhaft großen und starken Gottvertrauens, das nicht ausschließt, daß man letzten Endes alles Gott und seinem anbetungswürdigen Willen anheimstellt. Unrichtige Einstellung im Gebetsleben einzelner Menschen bildet keine Instanz gegen ein aus tiefgläubigem Innern kommendes Beten. Man wird K. keineswegs tadeln, daß er gegen eine ungesunde »populäre Mirakelsucht« (127), die das Christentum bei Außenstehenden bloßstellt, auftritt. Es dürfte wohl in Predigt und Katechese noch mehr darüber gesagt werden, um die Gläubigen zu einer ernsten und klaren Auffassung hierüber zu erziehen.

Eine andere wichtige Frage drängt sich uns aber auf: ob nämlich das Wunder in den Gedankengängen des Verfassers überhaupt logischer Weise einen Platz finden kann. Wenn das Bittgebet wegen der Unveränderlichkeit Gottes gegenstandslos ist, warum denn nicht aus dem selben Grund auch das Wunder? Ist durch Gottes liebevolle Vorsehung alles zum voraus geordnet und festgelegt, wie soll er dann plötzlich diese festgelegte Ordnung durchbrechen und seine Pläne ändern, indem er sich selbst korrigiert? Was sollte ihn denn veranlassen, dies zu tun? Daß Wunder auf Grund eines Bittgebetes in irdischen Anliegen nicht zu erwarten seien, sagt der Verfasser ausdrücklich. Ist es doch »eine Wirklichkeitserfahrung des reifenden Menschen, daß Weltübel durch Gebet so wenig wie durch sonst etwas zu ändern sind« (132). Die angedeutete Schwierigkeit fällt aber weg, wenn wir annehmen, daß Gott von Ewigkeit her im

Hinblick auf das menschliche Verhalten, bezw. das Gebet, dem natürlichen Verlauf der Dinge von Anfang an eine andere Richtung gibt.

Die angedeutete »Wirklichkeitserfahrung« muß uns übrigens etwas überraschend anmuten, und zwar vor allem im Lichte der kirchlichen Auffassung, die in der Liturgie zum Ausdruck kommt, z. B. in den Gebeten um den Weltfrieden. Wir wollen zugestehen, daß Gott, wie man von außen gesehen, etwa sagen würde, den Dingen ihren Lauf läßt und oft lange zusieht, bis er eingreift, weil eben offenbar gerade dadurch die für uns unfaßbaren Pläne seiner göttlichen Vorsehung verwirklicht werden. Er läßt die Menschen, bezw. die Völker selber, das Gericht an sich vollziehen, ohne daß er selber eingreifen braucht. So verstehen wir auch, daß er den furchtbaren Weltkrieg zuläßt. Es würde seiner göttlichen Pädagogik geradezu widersprechen, wenn er die schlimmen Folgen menschlichen Verschuldens aufheben und der Erkenntnis der daran Beteiligten entziehen würde. Er greift ein, wann und wie es ihm beliebt, wie er den Niniten gegenüber Gnade walten ließ, weil sie Buße taten. So kann auch dieses furchtbare Weltgeschehen nur den Schwachgläubigen in seiner religiösen Ueberzeugung irre machen, »der Gläubige aber weiß Gottes Geist am Werk« (133).

Was besagen nun Jesu Wunder hinsichtlich der fraglichen Erhöhung des Bittgebetes? Sie können nach dem Verfasser nicht dafür in Anspruch genommen werden; sie standen lediglich im Dienste des Reiches Gottes und sollten nur das Volk zum Glauben erziehen. Wenn also Jesus den Knecht des heidnischen Hauptmanns gesund gemacht hat, so tat er dies nicht, weil der Hauptmann ihn darum gebeten hatte und er ihm in seinem irdischen Anliegen entgegenkommen will, sondern bloß, um damit einen Beweis seiner Allmacht zu geben. Das scheint uns doch eine durchaus einseitige, um nicht zu sagen eine willkürliche Deutung des Wunders zu sein. Freilich wollte Jesus seine göttliche Wundermacht vor allem Volke offenbaren, indem er den Knecht gesund machte, aber er hat damit zugleich auch die Bitte des Hauptmanns und seiner Freunde, der »angesehenen Juden«, die »inständig Jesus darum baten« (Lk. 7, 4) erfüllt.

stimmung befallen, durch die Lande zog mit der apokalyptischen Botschaft: »Der Herr ist nahe und rückt eilig heran.« Doch zu diesem Boten mußte er zuvor erst heranreifen: Aus dem Dunkel des Heidentums in das Licht des Christentums.

Und so begann sein Leben: Er war Wehrmann und Ritter im Reiche Cäsars. Schon mit jungen Jahren kam Martin aus dem Ungarland, wo sein Vater nach Ablauf der militärischen Dienstjahre im Ruhestand lebte, nach Pavia zur Erziehung. Früh schon traf ihn hier die Gnade Gottes. Mit zehn Jahren wurde er unter die Taufbewerber aufgenommen. In seiner jungen Seele erwachte der Zug zum Klausnertum. Doch sein Vater hatte andere Pläne und wußte sie durchzusetzen. Mit 15 Jahren wurde er als Rekrut in die Reihe der gallischen Armee aufgenommen. So war er für die Offizierslaufbahn bestimmt. Sein Sinnen und Trachten sollte, wie das seines Vaters, aufgehen in Krieg und Lagerleben. Rasch stieg er vom gemeinen Mann zum Offizier empor. Manch edle Tat mochte er während seiner Soldatenzeit vollbracht haben. Und es schien,

als ob die Pläne des Vaters sich verwirklichen sollten. Bis eines Tages — es war an einem frostblauen Winterabend — die Entscheidung kam.

Der junge Ritter Martin ritt auf scharfem Schimmel, in seinen Mantel gehüllt, auf der Lyonerstraße der gallischen Festung Amiens zu. Schon freute er sich auf das warme, wohlige Nachtlager. Da plötzlich, sah er, fast wäre er mit seinem Roß darüber gestolpert, am Stadttor einen zerlumpten Bettler zucken, der frierend um Erbarmen bat. Martin war verlegen. Er hatte keine einzige Münze bei sich. So gab er, was er hatte. Er nahm sein Ritterschwert und zerhieb damit seinen Mantel und gab die eine Hälfte dem zitternden Alten. Dann gab er seinem Roß die Sporen. In seinem Herzen aber war es ihm, als ob er plötzlich ganz reich geworden. Er war damals 17 Jahre alt. »Ein Knabe war ich, wohlbeanlagt, und ich hatte ein gutes Herz« (Weisheit 8, 19).

In der nun folgenden Nacht sah er Christus, wie er, angetan mit dem halben Mantelstück, zwischen die Engel trat und sprach: »Martinus, der erst unterwegs ist zur Taufe,

Jesus wollte doch offenbar mit seinen Heilungswundern nicht bloß seine Allmacht, sondern auch seine Barmherzigkeit bekunden. Und die Bittenden waren auch überzeugt, daß ihre Bitte auch in dieser irdischen Angelegenheit erhöht würde, wie das auch heute noch christliche Ueberzeugung ist und für liebe Kranke, Eltern oder Kinder, flehentliche Gebete zum Himmel emporgesandt werden. Wenn sie nicht erhört werden, so wird der gläubige Christ deswegen nicht von Gott sich abwenden, sondern darin den Willen Gottes erkennen, vor dem man sich eben beugen muß. Jesu Wunder sind also gerade ein handgreiflicher Beweis dafür, daß der gläubige Christ auch in irdischen Angelegenheiten zu Gott beten und auf Erhörung hoffen darf, wenn er es in der richtigen Gesinnung tut und dem Willen Gottes sich unbedingt unterordnet. Und es bedeutet u. E. eine Vergewaltigung des Textes, wenn man z. B. Mt. 24, 6 (»ihr werdet von Kriegen und Kriegsgerüchten hören . . . es muß zwar so kommen«) im Sinne einer notwendigen Ursächlichkeit deuten will, als würde in keinem andern Falle das Bittgebet Erfolg haben können. »Der Menschensohn mußte den Händen sündiger Menschen ausgeliefert und gekreuzigt werden« (Lk. 24, 7). In diesem Falle hätte kein Bittgebet etwas helfen können, das war von Ewigkeit her so beschlossen, aber diesen Fall darf man doch nicht in dem angedeuteten Sinne verallgemeinern.

Justus.
(Schluß folgt)

Republikanisches, Allzurepublikanisches

Es ist eine Freude und auch eine Notwendigkeit, daß es auch eine nicht parteigebundene Journalistik gibt. Damit ist nicht gesagt, daß nicht auch bei solcher Pressearbeit Bindungen, namentlich weltanschaulicher Art, bestehen müssen. Rusch hat sich in den »Republikanischen Blättern« ein solches unabhängiges Presse-Dorado geschaffen, über dessen Eigenart hier keine Worte zu verlieren sind. Unbefangenheit und Vorurteilslosigkeit sieht und prüft und anerkennt das Gute, wo es sich findet, das dürfte einer seiner journalistischen Leitgedanken sein, der auch ihm gegenüber

gelten soll. Würde sich seine Pressetätigkeit im Rahmen der Politik im engeren Sinne des Wortes halten, dann wäre das zwar noch keinerlei Grund völliger Autonomie und Exemption: Alle Lebensgebiete sind ja weltanschaulich geprägt und müssen so beurteilt werden von der Journalistik, auch die Journalistik. Wohl aber wäre bei solcher Beschränkung ein größerer publizistischer Spielraum gegeben, wo man in Freiheit verschiedene, selbst gegensätzliche Meinungen vertreten kann. Rusch hat aber, und das ist kein schlechtes Zeichen, auch ein theologisches Faible. Der Fehler beginnt aber dort, wo aus dem Faible eine Schwäche wird, was offensichtlich bei Rusch der Fall ist, da er religiös-kirchliche Belange mit der gleichen Journalistik behandelt wie alles andere, und dafür fehlt ihm denn doch oft genug die Elle, das Richtmaß des Wissens und des Auftrages.

Die katholische Kirche, deren autoritative Zuständigkeit der Katholik Rusch wohl nicht in Abrede stellen wird, verlangt für religiös-sittliche Belange beschlagende Veröffentlichungen vorherige Durchsicht und Druckerlaubnis. Sie hat dafür lehramtliche und disziplinäre Gründe, die jedem Katholiken geläufig sind und einem Journalisten geläufig sein müssen. Es ist nicht jedermann ohne weiteres, auch nicht jeder Katholik, berufen und befugt, über sämtliche religiösen und kirchlichen Gebiete zu schreiben. Rusch kann so bei Protestanten wie Katholiken den Eindruck erwecken, er vertrete in seinen Darlegungen den katholisch-kirchlichen, rechtgläubigen Standpunkt und das ist leider oft genug nicht der Fall, so daß die häufigen Mißgriffe entweder auf eine falsche grundsätzliche Einstellung schließen lassen oder auf begreifliche, wenn auch nicht verzeihliche Bildungsmängel hinweisen, jedenfalls dringend einer Revision rufen.

Das müßte gesagt werden schon um der Tatsache willen, daß Rusch allwöchentlich in seinen Sonntagsgedanken als Laienprediger auf der Kanzel seiner Lesergemeinde steht und gewöhnlich irgendeine Väterpredigt suo modo verarbeitet (gegenwärtig die Homilien des hl. Johannes Chrysostomus über das Matthäusevangelium). Schon hier sind viele Schiefheiten, Unkorrektheiten, Irrtümer u. a. m. unterlaufen, welche den Wunsch sicherlich verständlich machen, eine vorherige fachmännische Durchsicht möchte das verhüten.

hat mich mit diesem Mantel bekleidet.« Das Lob nahm er als Mahnung. So ließ er sich alsbald taufen. Dann blieb er noch zwei Jahre bei der Armee um eines Freundes willen, den er zu bekehren hoffte. Dann nahm er Abschied von seinem Regiment, um sich auszubilden in der Offizierschule Christi.

Nun ging er auf die Suche nach einem großen Meister des Geistes und des Lebens. Hilarius von Poitiers war weithin durch Gallien der berühmteste. Im Kampf mit den Arianern hatte er sich großes Ansehen erworben. So ging er zu ihm. Formte sich an der tiefen Wissenschaft dieses Mannes, der abendländische und morgenländische Geisteskultur so glücklich in sich vereinte. Als Hilarius ihn reif fand, erteilte er ihm die Weihe des Exorzistats. Martin wäre nun allzugern für immer bei Hilarius geblieben. Aber seine Heimat rief ihn. Er wollte vor allem seine Eltern für das Christentum gewinnen. Sein Vater aber war höchst erzürnt über die »Fahnenflucht« seines Sohnes und ließ nicht mit sich reden. Nur seine Mutter konnte er zur Christin machen. Auch

die Arianer in seiner Heimat, gegen die er auftrat, wideretzten sich dem jungen Vorkämpfer für die Gottheit Christi aufs heftigste. So mußte er sein Geburtsland Ungarn verlassen. In diesem Augenblick traf ihn zugleich die Kunde von der Verbannung seines geliebten Meisters Hilarius.

So zog er sich nach Mailand zurück. Der alte Traum vom Klausnertum tauchte wieder auf. Mit einigen Gesinnungsgenossen widmete er sich also der »christlichen Philosophie«. So nannte man damals vielfach, in einer Art Ausdrucksverlegenheit, die mönchische Lebensweise. Bald sah er jedoch die Unzulänglichkeit dieses Zustandes ohne Lehrer und Meister ein. Er zog sich daher mit einem Priester in die völlige Einsamkeit auf die unbewohnte Insel Gallimaria im Golf von Genua zurück. Das war um die Zeit, da seine Seele zur Freiheit für Gott heranreifte. Er lauschte nach innen. Sein Herz tat sich auf. Das Göttliche strömte in Fülle ein. Und je mehr Gott ihn im Leben gewann, umso mehr starb er dieser Welt ab. Mächtig verzehrte ihn das harte Aszetentum. Das dauerte fünf Jahre.

Schließlich muß jeder Prediger lange Jahre fachtheologische Studien nachweisen, um des Dienstes am Wort walten zu können und zu dürfen. Es wäre also gewiß nicht unbillig, diese Sicherungen in etwa auch der Laienpredigt der Sonntagsgedanken zugute kommen zu lassen, immer in der Annahme, Rusch wolle als Katholik schreiben. Die republikanische Gesinnung, welche ihm als Schweizer und Appenzeller etc. mit Recht am Herzen liegt, hat nämlich im religiös-sittlichen und kirchlichen Bereiche des hierarchisch verfaßten Reiches Gottes auf Erden ihre sehr bestimmten Grenzen. Wer sie überschreiten würde, der wäre zwar wohl noch Republikaner, aber nicht mehr Katholik.

Diese Erwägungen Rusch und seinen »Schweizerischen Republikanischen Blättern« gegenüber sind grundsätzlicher Art und nicht besonders jetzt veranlaßt. Sie rechtfertigen sich wegen der Bedeutung seines Organs. Hingegen sind über Sonderbelange religiös-kirchlicher Art in den letzten Wochen einige so schwerwiegende Irrtümer veröffentlicht worden, daß sie eine Sonderbehandlung und Zurückweisung erfordern und zugleich an beliebig zu vermehrenden Beispielen die Berechtigung der gemachten grundsätzlichen Ausstellungen illustrieren.

In Nr. 5 (vom 30. August a. c.) der Schw. Rep. Bl. erklärt sich Rusch mit der Auffassung des reformierten Pfarrers Noll (im Gemeindeblatt der reformierten Kirchgenossenschaft Arlesheim) einig in bezug auf die Heiligsprechung des Bruder Klaus: Auch die Protestanten achten Bruder Klaus »als einen vorbildlichen Eidgenossen, solange er nicht heiliggesprochen und nicht der überkonfessionellen Verehrung entzogen wird«. (Der vorbildliche Eidgenosse ist nicht das Wesen von Bruder Klaus und am vorbildlichen Eidgenossen würde eine Heiligsprechung nichts ändern!) Den Grund zu dieser Zustimmung sieht Rusch in der Tatsache der Hochachtung auch der Protestanten vor Br. Klaus. Ueber die darin zum Ausdruck kommende Gemeinschaft sollen wir uns nach ihm so sehr freuen, daß wir aus dieser Freude inneren Friedens der Bekenntnisse unseres Landes auf eine rein konfessionelle Ehrung, wie sie eben eine Kanonisation wäre, verzichten sollten! Nach der Logik dieser Begründung müßte auch auf die dem Seligen erwie-

sene Verehrung verzichtet werden, denn im wesentlichen ist die Verehrung der Heiligen und Seligen dieselbe (cultus duliae), oder dann müßte, wer sich an der dem seligen Br. Klaus erwiesenen Ehre nicht stößt, sich auch mit einem heiliggesprochenen Br. Klaus abfinden können! Für einen Katholiken ist übrigens die katholische Kirche keine Konfession unter Konfessionen, sondern die Kirche Christi. Die von dieser Kirche Christi Br. Klaus und dadurch Gott durch eine Kanonisation erwiesene Ehrung würde gewiß mehr wert sein, als der Verzicht darauf um unerheblicher Bedenken willen. Rusch dürfte das dem Heiligen Geiste, welcher die Kirche leitet, ruhig zutrauen. Jedenfalls verrät sich im grundsätzlichen Verzicht keine kirchliche Einstellung.

Weiters stellt und beantwortet (!) Rusch die Frage, ob man Bruder Klaus überhaupt eine besondere Ehre erweise und Freude mache, wenn wir ihn als katholischen Heiligen (er selber suche diese Ehre sicher nicht!) dem reformierten Schweizervolk stark entfremde. Woher Rusch sein Wissen oder auch nur seine Vermutungen über die jetzige Einstellung Br. Klausens bezieht? Jedenfalls auch hier nicht aus kirchlicher Einstellung heraus. Die Kirche auf Erden und die Kirche im Himmel (unter einem Haupte und einem Geiste) sind immer ein und derselben Meinung über die Ehre Gottes, so daß ganz gewiß alle Seligen sich freuen über all das, was der Wille Gottes im Reiche Gottes auf Erden durch den Geist Gottes zur Ehre Gottes tut! Die Weltregierung im Allgemeinen wie die Kirchenregierung im Besondern steht unter der Führung der Vorsehung!

Die Insinuation, die Förderung des Kanonisationsprozesses sei eine Sache der Selbstehre der Schweizerkatholiken, ist eine Beleidigung des katholischen Schweizervolkes. Ans Dogma aber rührt Rusch, wenn er schreibt, man stehe in der Heiligenverehrung auf einem schließlich nicht grundwichtigen Gebiete, auf dem man es sicher halten könne, wie man es wolle! Dann entwickelt er seine Gedanken zur Wiedervereinigung, welche nach ihm die Herausstellung grundwichtiger und gemeinevangelischer Wahrheiten erfordere und eine Rücksicht auf Nebengebieten (!) notwendig mache. Damit werde, ohne dem Glauben zu schaden, der Liebe gedient und das Reich Gottes könne in der Wiedervereinigung

Eines Tages hörte er, daß Hilarius wieder frei nach Gallien zurückgekehrt sei. Sofort machte er sich auf zu ihm. In der Nähe von Poitiers, in Ligugé, gründete er sein erstes Coenobitenkloster auf gallischem Boden. Zum erstenmal sah das Frankenreich diese »christlichen Philosophen«, von denen es so viel Herrliches schon gehört. Der Eindruck war gewaltig. Zumal Martin galt die Bewunderung. In ihm lebte die Wunderkraft Gottes. Die Natur war ihm untertan, und selbst die bösen Geister gehorchten ihm. Fast erschrak er selbst davor. Aber das war es eben. Gottes Allmacht liebt es, in der Ohnmacht der Menschen über diese Erde zu schreiten. So war er für das Volk wie vom Himmel bestimmt, als es galt, den Bischofsstuhl von Tours neu zu besetzen. Es half ihm nichts, daß er sich verbarg. So fügte er sich. Allsogleich begann er seine große Wirksamkeit.

Er wurde zum Sämann und Schnitter im Reiche Gottes. Martin war der erste Mönch, der im Abendlande zur Bischofswürde emporstieg. Aber mit dem Bischofsamt wollte er das Mönchsideal nicht preisgeben. So

bezog er seine Wohnung in der Nähe der Stadt. Dort gründete er eine Siedelei, aus der später die berühmte Benediktinerabtei Marmoutier entstand. Furchtbar hart war auch hier seine Lebensweise. Restlos, ja fast unmenschlich, war seine Verachtung und Vernachlässigung alles Aeußeren. Innen aber flammte er von der Glut und der Kraft Gottes. So zog er denn von Marmoutier kreuz und quer durch Gallien bis an den Hof nach Trier, wo er zweimal mit allem Freimuth den Kaisern Valentinian I. und Maximus Gerechtigkeit und Milde gegen die Priszillianisten empfahl. Doch sein Wort wurde nicht gehört. Viel Leid brachte ihm diese Stellungnahme zu diesen häretischen Wirren. Doch Gott sandte ihm seine Engel des inneren Trostes.

Sein Schaffen galt vorerst der bischöflichen Pflicht im Kreise seiner Priester. Dann aber vorzüglich der Bekämpfung des Arianismus und der Ausrottung des Heidentums, das auf dem Lande unter den Bauern noch stark verwurzelt war. Er zog von Siedlung zu Siedlung mit dem Erbarmen einer an Christus gebildeten Seele.

nur der Liebe entwachsen! Hier rührt Rusch an das Dogma von der Notwendigkeit des totalen Glaubens. Keine Liebe dispensiert von der Wahrheit: ohne Einigung in allen Wahrheiten keine Wiedervereinigung der getrennten christlichen Konfessionen mit der Kirche Christi! Im Uebrigen hat ein Berufener die Frage der Heiligsprechung des seligen Bruder Klaus, wohl nicht ohne Seitenblick auf Rusch, in der KZ behandelt (Nr. 43 vom 23. Oktober a. c.).

In Nr. 10 (vom 4. Oktober a. c.) befaßt sich Rusch mit dem Eid. Anlaß dazu bot ihm eine Betrachtung des eidg. Jubeljahres und die Tatsache, daß der Bundesschwur auf der Rütliwiese als wirklicher Eid wiederholt wurde, was er als ein übles Theater taxiert. In diesen Ausführungen stecken sehr viele gute und richtige Gedanken und unsere Kritik befaßt sich nicht mit sämtlichen Belangen seiner Kritik. Hingegen schießt Rusch weit übers Ziel hinaus, wenn er schreibt: »Wir verlangen leider den Eid immer noch von den Amtsleuten und vor Gericht. Er hat schon bisher dort nur den Wert einer Eitelnenennung Gottes gehabt. Ich gebe auf den Eid grundsätzlich nichts, ich sehe ihn als einen Mißbrauch des göttlichen Namens an, er ist grundsätzlich abzulehnen usw.« Mit dieser Einstellung zum Eide rührt Rusch wiederum an das Dogma von der sittlichen Güte und Erlaubtheit des Eides, das mehrfach gegen Irrlehrer definiert worden ist.

Ebenso unhaltbar wie von gänzlicher Ahnungslosigkeit des Kirchenrechtes zeugend ist die Auffassung, die Kirche wende den Eid nicht an: Kein Mönch schwöre, wenn er in seine Gemeinschaft eintrete, kein Bischof, wenn er sein Amt antrete, auch der Herr Papst unterlasse es! Ein Blick in den Codex iuris canonici würde Rusch vor seiner grundfalschen Behauptung bewahrt haben.

In Nr. 12 (vom 18. Oktober a. c.) befaßt sich Rusch zur Abwechslung einmal nach Homiletik, Dogma und Moral mit der Kirchengeschichte, näherhin mit der schweizerischen Reformationsgeschichte, muß aber die Erfahrung machen, daß selbst die Geschichte ihre dogmatischen Seiten und Fährlichkeiten hat. In einer Versammlung von Katholiken hatte nämlich der (ref.) Oberst-Divisionär Dr. Eugen Bir-

cher in Aarau sich über die schweizerische Reformation vom politischen, vaterländischen Standpunkte aus u. a. wie folgt geäußert: »Einen überaus einflußreichen Abschnitt in unserer reichen Geschichte bildet die Reformation. Die Frage nach deren Ursache und Berechtigung soll hier nicht untersucht werden. Aber die Tatsache soll erwähnt werden, daß sie wie nichts anderes im Laufe der heimatlichen Geschichte einen tiefen Riß im Volkskörper bedeutete und von diesem Gesichtspunkte aus als ein nationales Landesunglück betrachtet werden muß. Wir leiden noch heute darunter. Glücklicherweise sind die schwersten Gegensätze überbrückt und das Zusammenleben der beiden Konfessionen ist ermöglicht. Jeder rechte Eidgenosse muß in dieser Richtung weiter mitarbeiten.«

Rusch hält sich darüber auf, daß hier die Reformation als ein nationales Unglück hingestellt wird. Profanhistoriker mögen die innenpolitischen Auswirkungen der Reformation darstellen und sich mit Rusch darüber auseinandersetzen, ob die religiöse Spaltung ein nationales Plus war. Rusch leitet aus den Visitationsberichten des Kardinals Carlo Borromeo die Reformationsreife der Schweizerkirche ab: der Hauptteil der Schweiz sei reif gewesen zum geistigen Anheimfall an Luthers Botschaft. Es bedeute Zwinglis unschätzbare Verdienst, dieser Gefahr gegenüber die notwendige schweizerische Reformation schweizerisch geprägt zu haben. Rusch setzt ohne weiteres voraus, daß die notwendige Reform nur im Sinne der Reformation möglich war. Dem steht der Tatsachenbeweis der katholischen Reform entgegen. Ueber den Wert anderer geschichtlicher oder geschichtstheologischer Betrachtungen mögen Fachhistoriker befinden. Jedenfalls ist es nicht nur erlaubt, sondern geboten, ein Fragezeichen hinter Vermutungen zu machen, was geschehen wäre, aber nicht geschehen ist! Nach Rusch war auch für die katholische Kirche die schweizerische Reformation kein Unglück, denn sie habe im Stillen doch manches gelernt von der Neukirche, wenn sie es auch nie anerkennen und zugeben werde, sie wurzelte fortan stärker in der Gemeinde, sie reinigte sich am Gewässer der Opposition. Die Reformation sei weder ein nationales noch ein religiöses Unglück gewesen! Schreibt so ein Katholik, welcher auch

Die Wunderkraft begleitete ihn überall. Sie schien mit seinem Wesen verbunden zu sein. Wahrlich, man kann von Martin das Wunder nicht trennen, wie man von Mozart die Musik nicht wegnehmen kann. Bei all seinem Wirken hatte er nur das eine Doppelziel vor Augen: Verkündung des Wortes Gottes und Erweckung der Liebe Gottes. Seine Rede war schlicht, aber plastisch, packend, fesselnd. Sie glich so sehr der unseres Herrn. Aus den Dingen dieser Welt holte er sich die Symbole für die Dinge der andern Welt. Und reich war seine Ernte. So war er ein Quell in der Wüste der Ketzerei und des Heidentums. Die Herzen aber schlugen für ihn. Schon zu Lebzeiten wurde seine Gestalt zu sagenhafter Größe emporgehoben: Helfer in aller Not und Mitgenosse in allem Leid. Auf der Fahrt zu einer Friedensvermittlung unter dem Klerus starb er zu Candes im November 397. Sein letztes Wort auf seinem harten Sterbelager war: »Herr, dieses leibliche Leben ist ein böser Kampf. Ich habe ihn lange genug gekämpft. Wenn ich aber noch bei den Deinigen auf dem Schlachtfeld ver-

bleiben soll, so will ich gerne weiterarbeiten.« Sein Begräbnis glich einem Triumphzug. Er war ein Mensch, der die Güte Gottes über diese Erde trug.

Darum war er auch: Hochverehrt zu aller Zeit. Schon früh wurde er im Karolingischen Reich mit offiziellem kirchlichen Kult gefeiert. Ueber seinem Grabe entstand zuerst eine Kapelle. Bald darauf eine prächtige Basilika. Sie wurde zum fränkischen Nationalheiligtum, von weither als Wallfahrtsort aller Stände besucht bis ins späte Mittelalter. König Chlodwig erklärt Martin zum »Schutzherrn der fränkischen Könige und des fränkischen Volkes«. Sein Mantel wurde zum Reichskleinod, auf das man seit der Merowingerzeit eidlich urkundete, und das man in die Schlachten mitführte. Seine Reliquien flüchtete man 873 sorgfältig vor den Normannen. Aber 1562 fielen sie doch den Hugenotten zum Opfer. Einen kleinen Rest aber hatte die Vorsehung bewahrt. Man fand ihn in der 1860 wieder entdeckten Krypta. Sofort erbaute man darüber eine neue Basilika. Sein Fest, das die lateinische Kirche von jeher am 11.

nur Katechismuserinnerungen hat in bezug auf die Heilsbedeutung und Wichtigkeit von Glauben und Kirche?

In Nr. 13 (vom 25. Oktober a. c.) kommt Rusch auf dem Umwege der Kriegsgeographie (!) wiederum auf die Heiligenverehrung zu sprechen, näherhin auf den Reliquienkult. In einer vergleichenden Wertung von Geist und Körper äußert er sich in abschätziger und ablehnender Weise über den Reliquienkult, von dessen Wesen er keine Ahnung hat: »Nicht der Besitz eines Gebeines von einem Heiligen, das wir ihm genommen haben, sondern nur die Verwandtschaft der Gesinnung bringt uns ihm näher und damit dem, für den sein Leben Zeugnis war. Nicht der Reliquienschrein der Heiligen, sondern die Erfassung ihres Geistes hat einen Sinn und einen Wert. Alles andere ist vermaterialisierte Mystik. Wir haben Anteil an den Heiligen durch die Bruderschaft ihrer Gesinnung, nicht durch den Besitz ihrer Gebeine. Der kleine, mittlere oder Zeigefinger des Antonius von Padua oder einer Theresia von Avila oder sonst eines Heiligen rettet uns nicht. Die Gesinnungsgemeinschaft mit diesen Großen in Christo allein kann uns helfen. Auch ihre Fürbitte kann's nicht machen und wird übrigens auch nicht einsetzen, wenn wir nicht ihres Geistes sind. Reliquien sammeln oder Briefmarken sammeln hat vor der Ewigkeit den genau gleichen Wert etc.«

Mit diesen Darlegungen rührt Rusch an das Dogma von der Gemeinschaft der Heiligen und an das Dogma von der Reliquienverehrung. Er erweckt auch den Eindruck, das von ihm gegebene Zerrbild entspreche der wirklichen Reliquienverehrung. Damit bestärkt er nur wie schon oft protestantische Vorurteile. Wir haben doch schon wahrlich genug an den wirklichen Verschiedenheiten! Bei Katholiken wird eine falsche Meinung hervorgerufen oder bestärkt und eine heilsame Praxis verspottet oder verunmöglicht. Aus all diesen Gründen wäre eine Revision der theologischen Publizistik von Rusch eine längst fällige Sache, damit Unkorrektheiten vorgebeugt würde oder einer schädlichen und sehr unerwünschten Auswirkung auf Katholiken wie Protestanten abgeholfen würde. Es vergibt kein Katholik etwas seiner Würde, wenn er sich erkundigt, was theologisch richtig ist.

November beging, wurde von Gallien aus durch Glaubensboten in der ganzen damaligen Welt verbreitet. Tausende von Kirchen in Frankreich, Deutschland und der Schweiz haben ihn zum Schutzpatron. Besonders die Benediktiner weihten ihre Kirchen und Klöster mit Vorliebe St. Martin und besangen sein Leben und seine Taten in Poesie und Prosa seit Sulpicius Severus und Gregor von Tours, zum Teil schon bei Lebzeiten oder bald nach seinem Tode, und haben geschichtlich treu die Taten des wunderbaren Reitersmannes für alle kommenden Zeiten aufgezeichnet. In die Kunst ist seine Persönlichkeit eingegangen in der Gestalt des edlen Ritters auf hohem Schimmel, den Mantel teilend. Berühmt ist aus jüngster Zeit die zyklische Darstellung seines Lebens in der Martinskapelle der Beuroner Schule auf Monte Cassino.

Aber nicht bloß im kirchlich-liturgischen Kult und in der Kunst lebt St. Martin weiter. Geschichtliche und legendäre Züge stellen ihn mitten in das brauchtümliche und wirtschaftliche Leben des Volkes, hinein bis auf unsere Tage.

Nicht in seinem Blatte, sondern in der »National-Zeitung« (Samstagsmorgenblatt Nr. 495 vom 25. Oktober) stellt Rusch eine Betrachtung an über das »konservative Generalkapitel«, d. h. über die Versammlung des Zentralkomitees der Schweiz. kath.-konservativen Volkspartei vom 19. Oktober a. c. Zu der auf dieser Tagung beschlossenen Lancierung einer Verfassungsinitiative zum Schutze der Familie nimmt Rusch in einer Art und Weise Stellung, die man nur als unwürdig bezeichnen kann, um nicht einen viel schärferen und berechtigten Ausdruck zu gebrauchen. Es ist ihm denn auch schon geantwortet worden. Warum sich die KZ mit seinen diesbezüglichen Auslassungen befaßt, ist u. a. die Bemühung, Thomas von Aquino (sic!) und P. Albert M. Weiß O.P. als Gegner des staatlichen Familienschutzes ins Feld zu führen. Es besteht keinerlei Gegensatz zwischen der Ablehnung unbefugter staatlicher Einmischung in Ehe und Familie und der Forderung staatlichen Schutzes für familiäre Belange. Rusch mag ein Parteiressentiment haben und es modo suo abreagieren, aber in dieser Art und Weise die Initiative und das ehrliche Bemühen der Männer, die dahinter stehen, zu diffamieren, ist religiös wie national verwerflich. Man kann sich auf allerlei gefaßt machen. Der Freigedler Nationalrat Sonderegger (Appenzell-Baselland) hat allerdings den Gipfel der Gemeinheit erklimmen in folgender Taxierung der Initiative und der Familienschutzbestrebungen: »Es ist tatsächlich ein Hohn, daß gerade die konservativen Herren, deren Kirche die Familie zu einem vom Staate unberührten Sakrament erhoben hat, aus dem ganzen Volke einen Zuchtstall machen wollen, in welchem die Quantität des Nachwuchses staatlich prämiert werden soll, während man sich beim Rindvieh darauf beschränkt, nur die Qualität zu prämiieren!« Das wagt einer vom Rate der Nation den Eidgenossen zu bieten, als ob Treue zum Naturgesetz verächtlich wäre, als ob eine naturtreue Zahl von Kindern minderwertig wäre! Sollte der Herr Nationalrat einziges Kind sein, dann kann man sich für solche Qualität bedanken, aber mehr als genug allerdings von einem Exemplar haben. Sollte er aber mehrere Geschwister haben, so ist er nicht wert, daß eine Mutter ihm das Leben geschenkt, denn hier wäre wirklich nur Quantität. Daß ein ehemaliger

So wurde er der Patron der Soldaten und Reiter, der Jäger und Reisenden — wer könnte nicht die Martinsbrücken? — der Winzer und Gastwirte, der Bettler, der Gefangenen und Geächteten, der Schneider wegen der Mantelteilung, der christlichen Caritas und schließlich ist er einer der vierzehn Nothelfer. In vielen Gegenden ist es Sitte, zu St. Martini das Erntejahr mit Schmaus und Umzug zu begraben. Dann mundet so köstlich der Martins w e c k e n, ist so prickelnd das Trinken der Martins m i n n e und duftet so frisch die gebratene Martini g a n s. Früher war sie der letzte Festbraten vor dem Advents- oder Martinifasten. Andere deuten die Martinigans von der Legende her. Die Gänse haben den versteckten Martin bei seiner Wahl zum Bischof durch ihr wackelndes Geschnatter verraten. Dafür müssen sie nun büßen:

»Und daß dabei gerochen sei dieser Gänse Büberei, schlachten wir sie all zusammen, braten sie in heißen Flammen.«

Pastor so von der Ehe und Familie als Zuchtstall redet, ist verwunderlich, weniger hingegen der gehässige Seitenhieb gegen die Sakramentalität der Ehe. Die Familien mit vielen Kindern, die Ehre und die Auszeichnung, die Hoffnung und die Zukunft unseres Landes, verdienen vom Staate tatkräftige Hilfe und Stütze!

Daß man sich auf allerlei gefaßt machen kann in der Aufnahme und Kommentierung der Familienschutzinitiative, zeigt auch ein Artikel der rechtsliberalen »Basler Nachrichten« (Nr. 300 vom 1./2. November a. c.). Deren Inlandredaktor sieht nämlich in der Initiative einen Versuch, »im katholischen Sinne die heutige Umbruchzeit dahin auszunützen, um von einem wichtigen Angelpunkt aus die Front der liberalen Staatsordnung aufzurollen.« Was für ein lästerliches Unterfangen gegenüber dem Liberalismus, welcher es so herrlich weit gebracht in seinen Konsequenzen! Schon der Versuch ist ein Majestätsverbrechen, geschweige denn, daß er vom politischen Katholizismus ausgeht! Dabei handelt es sich wirklich um nichts spezifisch Katholisches, sondern ums pure Naturrecht. Gottlob ist die Sorge für die Familie keine bloß katholische, sondern eine nationale Angelegenheit.

Das eigentlich Bedenkliche für die Kreise, welche da zum Worte kommen, ist aber nicht nur das Weltanschauliche und Politische, sondern, schäbigerweise, auch das Finanzielle, da die in der Initiative »konkret angegebenen Aufträge an den Bund recht wichtige Konsequenzen für den Staat der Freiheit und Gleichheit, namentlich auch Konzessionen finanzieller Natur haben müssen«. Welch ein Alpdruck! Die Lastenverteilung nach der Tragkraft ist doch ein elementares Prinzip der iustitia distributiva, ebenso wie der Einsatz der Hilfe nach der Lage der Not.

Vielleicht wäre alles, auch das Finanzielle, noch schlukkend zu tragen, wenn es nur nicht auch den Katholiken zugute käme! Aber es wird nicht zu bestreiten sein, »daß die katholische Familienpolitik rebus stantibus zweifellos für die kinderreichen katholischen Familien Finanzmittel mobilisieren würde, die aus andern Kreisen stammen«. Das wäre wohl der Untergang des Staates, wenn politisch und konfessionell gefärbte Gelder »anderer« Kreise verunehrt würden dadurch, daß sie katholischen Staatsbürgern zugute kommen könnten. Die sind nämlich Bürger zweiter Klasse. Die kinderreichen katholischen Familien gehören nämlich

nicht zur Schweiz, nur die »anderen Kreise«. Die »Ostschweiz« hat diese Aeußerung verdienstermaßen als »schäbig« tiefer gehängt. Wirklich, die Familienschutzinitiative bringt es — wieder einmal mehr an den Tag! A. Sch.

Dom Germain Morin OSB.

Wer in den letzten zwei Jahren in Freiburg weilte, konnte oft in den Straßen der Stadt, im Tram oder auf der Universitätsbibliothek einem kleinen, hageren, von der Last der Jahre gebeugten, aber noch sehr beweglichen und elastischen Benediktinermönch begegnen. Die edlen, fast durchsichtig feinen Züge, das scharfe Profil, die tiefen, klugen Augen, die bestimmt und doch gütig und heiter hinter der goldenen Brille hervorblicken, (»l'œil doucement malicieux«, wie Mgr. Besson sagte), verraten den ausgesprochenen Gelehrtenkopf. Noch öfter als hinter den großen Folianten auf der Bibliothek sahen wir den kleinen Mönch in dem dämmerigen Winkel irgend einer alten Kirche das Brevier beten. Welche Ruhe und Sammlung! Regungslos kniet die schwarze Gestalt; leise nur zittern die dünnen Finger, die das Buch halten, unhörbar lispeln die Lippen die heiligen Worte; um den stillen Beter mit dem Kranz von Silberhaar um die Stirne webt etwas vom verklärten Frieden der Ewigkeit. Man fühlt es heraus, mit welcher restloser Hingabe eine gottliebende Seele und ein großer Geist zugleich sich hier demütig ganz in die »Laus Dei« versenkt. Es ist **Dom Germain Morin**.

Sein Name hat seit Jahrzehnten Weltruf. Wer Theologie oder lateinische Literatur des Mittelalters studiert hat, weiß, daß der schlichte, bescheidene Benediktiner heute auf dem Gebiete der Liturgiegeschichte und vor allem der Patrologie unter den allerersten, führenden Gelehrten genannt werden muß. Wohl kaum ein anderer Forscher der letzten fünfzig Jahre kann auf eine solche geradezu beispiellose Fülle von Entdeckungen zurückblicken wie Dom Germain Morin. Dom Morin fand immer wieder etwas Neues, und wenn man glaubte, es werde doch auch bei ihm ein Ende haben, überraschte er uns nur wieder mit einem umso wertvolleren Funde. Germain Morin wurde geboren am 6. November 1861 im Schatten der alten Benediktinerabtei von Caen (Normandie), die Wilhelm der Eroberer gegründet hatte und in der einst Lanfranc, der Lehrer St. Anselms, als

Manchmal wird St. Martini auch gefeiert als Begegnungstag des scheidenden Sommers und des anbrechenden Winters. So wird St. Martin zum Winterheiligen:

»Hat Martini weißen Bart,
ist der Winter lang und hart.«

»Wenn die Martinigans auf dem Eise steht,
das Christkindlein im Schmutze geht.«

»Wenn um Martini Nebel sind,
So wird der Winter meist gelind.
Hat er aber einen Bart,
Wird der Winter streng und hart.«

»Auf Martini Sonnenschein
Tritt ein kalter Winter ein.«

In vielen Gegenden ist St. Martini ein frohes Kinder- und Volksfest mit Umzügen und allerlei Festlichkeit. Beson-

ders in Belgien und am Niederrhein. Unsere »Chilbi« und die »Messe« sind nichts anderes. Mit der kirchlichen Feier des Festes verband sich im Mittelalter schon und heute noch ein Markt. Die Bauern brachten ihre Ertragnisse auf den Martinimarkt. Dafür erhielten sie Geld, mit dem sie ihre Schulden und Zinsen zahlen konnten. So wurde St. Martini am Ende des Erntejahres zum Zinstermin.

Tief ist also St. Martin mit dem Volke verwachsen. Es ist ihm nicht bloß ein Heiliger in der Kirche. Auf die Straßen und Plätze hat es ihn hinausgetragen und bis hinein in die zeitlichsten Anliegen.

Und das Geheimnis dieser seiner Volkstümlichkeit ist seine Gotttümlichkeit. Denn je höher ein Mensch in das Leben Gottes hinaufragt, umso tiefer senkt er sich in das Leben des Volkes hinab.

Beat Ambord, Rom.

Abt gewirkt hatte. So schien ihn die Vorsehung schon von Jugend an auf die Nachfolge St. Benedikts im Ordensleben und auf die Gelehrtenlaufbahn hinzuweisen. Da die kirchenfeindlichen Gesetze der französischen Regierung ihm ein Verbleiben in der Heimat unmöglich machten, trat Dom Morin im Jahre 1881 in die neugegründete Abtei Maredsous in Belgien ein. Bereits im Jahre 1887 faßte er den Entschluß zum Lebenswerke seiner Gelehrtenarbeit: er wollte eine kritische Gesamtausgabe der Werke des hl. Cäsarius von Arles vorbereiten. Auf dieses Ziel war seither sein ganzes Forschen und Arbeiten in erster Linie eingestellt. Da die Benediktinerabtei St. Bonifaz in München diesem Plan am meisten Verständnis entgegenbrachte und die bayerische Hauptstadt mit ihren reichen Bibliotheken am ehesten die Hilfsmittel zu einem solchen wissenschaftlichen Unternehmen bot, befand sich die »Werkstätte« des Gelehrten von 1907—1939 in München. Zum großen Teile aber waren die Jahre, seitdem der Plan zu einer Cäsarius-Ausgabe gefaßt war, ein Wanderleben. In langen Studienreisen durchforschte Dom Morin die europäischen Bibliotheken nach Handschriften seines Lieblingsautors. Oft fand Dom Morin, was er suchte, hie und da auch nicht; oft aber fand er viel mehr, als er erwartet hatte, und oft kamen ganz andere Dinge zum Vorschein, als er anfangs gedacht hatte. Im Zusammenhang mit den Vorarbeiten für die Cäsarius-Ausgabe arbeitete sich der Gelehrte wie kaum einer in die Handschriftenbestände vieler Bibliotheken ein. Glückliche Zufälle, ein außergewöhnlich feiner Spürsinn, ein fast magisches, instinktives Ahnen, eine ungeheure Belesenheit in der patristischen und der lateinischen Literatur des Mittelalters, ein unersättlicher Forschungstrieb, nie erlahmender Eifer, und vor allem die mit unglaublicher Zähigkeit und Ausdauer bis ins Letzte durchgeführte scharfsinnige Forschungsmethode erklären die auf den ersten Blick beinahe rätselhafte Tatsache, wie ein Mann eine solche Menge von Funden und Entdeckungen auf dem Gebiete der Liturgie und noch mehr der altchristlichen Literatur machen konnte. Die gelehrte Welt kam buchstäblich aus dem Staunen vor diesen sensationellen Funden nicht mehr heraus. Es wäre eine eigene Monographie nötig, um Dom Morin als kühnen Entdecker zu schildern, wobei es manch köstliche Anekdote zu erzählen gäbe. Es scheint, als ob der kleine Benediktiner eine geheimnisvolle Wünschelrute mit sich herumgetragen hätte, die haarfein auf alle Patristica und Liturgica reagierte. Wir denken nur an die alte lateinische Uebersetzung des ersten Klemensbriefes, erschienen in den *Anecdota Maredsolana*, an die Psalmenerklärungen und Homilien des hl. Hieronymus, an die Predigten und Traktate des hl. Augustinus oder aus dem Augustinuskreise, an Texte des hl. Cäsarius, des Arnobius, des Asterius, an die priszilianistischen und pelagianischen Traktate, an die Konzilsakten und Mystikerschriften, an die Werke des Irrlehrers Berengar usw., welche Dom Morin auffand.

Neben erstklassigen Textausgaben, die Dom Morin durch diese Entdeckungen der gelehrten Welt als Früchte seiner Ernte schenken konnte, setzten die neuen Funde den Forscher instand, in zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten sich auch selbst zum Wort zu melden. Nicht wenige Probleme haben durch Dom Morin wohl ihre endgültige Lösung gefunden, soweit eine solche über-

haupt möglich ist. Für manchen Text, den man bisher einem Anonymus zuschrieb, konnte Dom Morin den Verfasser feststellen, wodurch die ganze Schrift auch in das geistige und kulturelle Milieu versetzt werden konnte und erst die rechte Bedeutung und Farbe bekam. Werke, die unter ganz falschem Autorennamen überliefert waren, konnten ihren wahren Verfassern zurückgegeben werden. Mancher Schriftsteller zweiter und dritter Ordnung, der seine nicht sehr bedeutenden Geistesfrüchte mit dem Namen eines Großen, etwa des hl. Augustinus, zu schmücken sich unterfangen hatte, mußte es sich nun gefallen lassen, daß er von Dom Morin mit seiner scharfen Brille entlarvt wurde. Das Werk verlor den erborgten Glanz, und wurde, wie es sich gezieme, von Dom Morin etwas in den Schatten zurückgestellt, aus dem es sich einst hatte hervordrängen wollen. Von den wichtigsten Arbeiten des Forschermönches seien nur erwähnt die Untersuchungen über den Verfasser des *Te Deum*, des sog. Athanasianischen Glaubensbekenntnisses »*Quicumque vult*«, des *Tractatus Origenis*, der sieben Bücher *De sacramentis*, über den Ambrosiaster, das *Opus imperfectum* des Pseudo-Chrysostomus. Daneben treten eine ganze Fülle von Arbeiten über benediktinisches Mönchtum, und andere Fragen literarischer, patristischer, liturgiegeschichtlicher, archäologischer Natur. Die *Revue bénédictine*, in der die meisten Arbeiten von Dom Morin erschienen, verdankt ihm vor allem ihren Weltruf. Auf seine Initiative und seine Anregung, die er anlässlich eines Vortrages auf der Universität Löwen gab, geht auch die Gründung der bestbekanntesten Löwener kirchengeschichtlichen Zeitschrift »*Revue d'histoire ecclésiastique*« zurück. Wie kaum ein Zweiter versteht sich Dom Morin auf die zarte Apparatur der innern Kritik, die nicht nur Scharfsinn, sondern ein eben so großes Feingefühl erfordert. Darin ist er unbestrittener Meister. Wie viel Anregung und Befruchtung vom Schaffen dieses Mannes ausging, beweist die Tatsache, daß sich Gelehrte von internationalem Ruf wie Wilmart, Quentin, Lambot seine Schüler nennen. Schon Msgr. Louis Duchesne bekannte nach den ersten Veröffentlichungen von Dom Morin, daß in ihm etwas vom Geiste der alten Mauriner, die uns im 17. und 18. Jahrhundert die großen Väterausgaben geschenkt haben, wieder lebendig geworden sei. Harnack zollte Dom Morin höchste Anerkennung. Schon früh wurde auch die anglikanische Universität Oxford auf ihn aufmerksam und verlieh 1905 dem katholischen Ordensmann das Ehrendoktorat. Die gleiche Ehrung wurde ihm später von Zürich, Freiburg i. Br. und Budapest zuteil. Heute ist der internationale Ruhm von Dom Morin unbestritten. Eine ganze Reihe von gelehrten Gesellschaften zählen ihn unter ihre Mitglieder.

In den letzten Jahren nun endlich konnte auch das Lebenswerk, dem alle Arbeit und alles Forschen gegolten hatte, die Ausgabe der Werke des hl. Cäsarius von Arles, in Druck gegeben werden. Pius XI., der große Freund der Wissenschaft, übernahm die Druckkosten des ersten Bandes und las noch auf dem Krankenbett die Korrekturbogen. In Fortsetzung des Mäzenatentums seines Vorgängers sicherte Pius XII. die Drucklegung des zweiten Bandes. Beweis genug, wie man an höchster Stelle die Arbeit von Dom Morin einschätzte.

Mit der Schweiz ist Dom Morin seit langer Zeit eng verbunden. Schon während des letzten Weltkrieges hatte er

sich hier aufgehalten. In Basel katalogisierte er den Handschriftenbestand, und auch der Zürcher Handschriftenkatalog, den ein Mitbruder von Dom Morin, Kunibert Mohlberg, in den letzten Jahren anfertigte, geht im wesentlichen auf die Arbeiten von Dom Morin zurück. In Bern entdeckte Dom Morin 22 unveröffentlichte Schriften des Gottschalk von Fulda, und als Kuriosum verdient es gewiß bezeichnet zu werden, daß 1919, im Jahre des Zwinglijubiläums, die Zürcher evangelisch-theologische Fakultät den katholischen Ordensmann Germain Morin zum Ehrendoktor der Theologie ernannte. Mehrmals erschienen Artikel von Dom Morin in der Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte. Persönliche Beziehungen verbinden ihn mit zahlreichen schweizerischen Gelehrten, Katholiken wie Protestanten. Mit dem leider zu früh verstorbenen A. v. Castelmur folgte Dom Morin seiner Zeit in Nordafrika den Spuren des heiligen Augustinus. Und jetzt hat Dom Morin wieder Freiburg, wo er schon früher oftmals weilte, sich ausersehen, um hier sein otium cum dignitate zu verleben, wenn man das, was Dom Morin sich gestattet, überhaupt ein Otium nennen darf.

Obwohl Dom Morin an der Freiburger Universität keine offizielle Stellung einnimmt, hatten es sich Freunde und Verehrer des bescheidenen Gelehrten nicht nehmen lassen, ihm anlässlich der Vollendung seines 80. Lebensjahres im Rahmen der Universität am 6. November eine kleine Ehrung zu bereiten, wozu sich Msgr. Besson, der Rector magnificus, der Dekan der theologischen Fakultät, Staatsrat J. Piller, und eine große Zahl Professoren und Studenten eingefunden hatten. Die schlichte Feier entsprach ganz dem Wesen des schlichten Gelehrten: einfach, aber echt und wahr. Der Nachfolger des unvergeßlichen J. P. Kirsch auf dem Lehrstuhl für Patrologie und Archäologie, Prof. Dr. O. Perler, würdigte in kurzen Zügen die gewaltige Lebensarbeit des Jubilars; Msgr. Besson schilderte darauf in seiner feinen, geistreichen Weise das Werden und Wachsen der Gelehrtenfreundschaft, die ihn nun seit Jahrzehnten mit dem Gefeierten verbindet («un viel ami») und erzählte vom Staunen und dem Aufsehen, das damals unter Professoren und Schülern Platz griff, als der junge Benediktiner Dom Morin mit seinen ersten Arbeiten auf der Bildfläche der gelehrten Welt erschien. Seitdem ist er mehr und mehr in den Mittelpunkt gerückt. . . Ein unvergeßliches Erlebnis aber war es, als der Jubilar im Silberhaar mit bewegter Stimme selbst das Wort ergriff. Seine Ausführungen waren ein demütiger Dank an Gott, den Geber alles Guten, der seine Arbeiten sichtlich gesegnet hat. Dann umriß der Gelehrte in meisterhaften Zügen das Ideal, die Aufgabe und die Bedeutung der katholischen wissenschaftlichen Forschung. In keinem Berufe dürfen alle Kräfte nur unmittelbar auf nächste praktische Zwecke hingerichtet werden. Es müssen auch Energien frei bleiben für den selbstlosen Dienst an der Wahrheit, die Augustinus so hoch gepriesen hat. Die Kirche am allerwenigsten kann darauf verzichten. Auch Dom Morin mußte Anfeindungen und Enttäuschungen erleben. Es war noch harmlos, wenn seine Gelehrtenarbeit als überflüssig und nutzlos bezeichnet wurde. Er konnte von seinen Arbeiten keinen materiellen Gewinn erhoffen, im Gegenteil, oft reichten die Mittel gerade zum notwendigsten Lebensunterhalte hin. So kann auch die akademische Jugend, wenn sie sich in den Dienst der Wahrheit stellt, nicht Geld und Reich-

tum erwarten. Er suchte auch nicht den Ruhm und die Anerkennung der Welt. Dom Morin hat sein Forschen und Arbeiten in dem Sinne verstanden, wie es die Kirchenväter und Kirchenlehrer gezeichnet haben, über deren Büchern seine Haare weiß geworden sind. Augustinus, Anselm und Bernhard weisen mehrmals darauf hin, daß dem Gelehrten im Dienste der Kirche eine Aufgabe und Stellung zukomme, die mit derjenigen der Hierarchie verglichen werden könne: Weckung und Wahrung des Glaubens. So wollte auch der Jubilar sein ganzes Leben lang durch sein Forschen nur Gott, der Kirche und dem schlichten Glauben des Volkes dienen. Wenn er dieses Ziel auch nur in etwa erreicht hat, ist seine Forscherarbeit nicht umsonst gewesen. Dom Morin verhehlt es sich nicht, daß das Studium der altchristlichen Literatur und der Dogmengeschichte quälende Fragen aufwerfen kann, an denen auch schon Menschen am Glauben Schiffbruch gelitten haben. Die Schwierigkeiten sind ihm nicht unbekannt, er kennt sie vielleicht besser als die andern. Aber sein Glaube bleibt fest und unerschütterlich, und was ihn heute am tiefsten beglückt, ist das Bewußtsein, daß er durch seinen Glauben und sein Forschen manchmal Schwankenden und Suchenden eine Stütze und Hilfe sein durfte. Durch diese ideale und auf Gott eingestellte Sinnggebung wird auch die Forscherarbeit des Gelehrten zu einem Opus Dei.

Es war in der Tat das Hohelied auf die katholische Wissenschaft, das der große Gelehrte hier mit zitternder Stimme angestimmt hatte. Möge es nachklingen in den Herzen der akademischen Jugend, die atemlos zuhörte, und möge für sie Germain Morin ein leuchtendes Vorbild und ein mächtiger Ansporn sein! Schon die bloße Anwesenheit dieser Gelehrtenpersönlichkeit ist für alle, die auch nur etwas in ihren Bann treten, geistiger Gewinn und Auftrieb. Wir wünschen nur, daß dem Jubilar noch recht lange in ungetrübter Geistesfrische ein sonniger Feierabend beschieden sei, »donec adspiret dies aeternae claritatis, et umbrae figurarum inclinentur.«
-i.

Totentafel

Im Kloster **Einsiedeln** schloß sich die Klostergruft über der irdischen Hülle des hochbetagten Paters **Andreas Lautenschlager**, O. S. B., der am 26. Oktober im Alter von 85 Jahren sein irdisches Leben abschloß. Dem aus Sirnach kommenden Studentchen wurde die Meinradszelle von Einsiedeln die zweite Heimat schon durch die Stiftsschule; hier nahm er das Kleid des hl. Benedikt und legte 1877 die Profeß ab. Seit der Priesterweihe 1881 diente er dem Kloster in verschiedenen Stellungen: als Professor der Mathematik (1884—86), vorher schon zur Aushilfe in Wiesholz (Schaffh.), Glattburg, in Fahr, 18 Jahre hindurch (1888—1906) als Verwalter auf Gut Sonnenberg, während 17 Jahren (1906—1923) im vorarlbergischen St. Gerold als Pfarrer und Propst, weiterhin als Beichtiger in Cazis, Seedorf und Menzingen. Das letzte Jahrzehnt wurde für den strengen und ernsten Mönch ein stiller Lebensabend inmitten seiner Ordensbrüder, bei denen er das goldene Priester- und das diamantene Profeßjubiläum feiern konnte.

R. I. P.

J. H.

Kirchen-Chronik

Konfessionelle Geschichtsklitterung. Im »Protestant« (Nr. 22 vom 30. Oktober 1941) schrieb der bekannte F. (Dr. Frey, Schriftleiter des Evangelischen Pressedienstes) wieder einen seiner gewohnten Artikel gegen die Schweizer Katholiken. Sein Lieblingsthema war in der letzten Zeit die drohende Kanonisation von Bruder Klaus. Es hindert das freilich nicht, daß als Kopfleiste des »Protestant« nach wie vor Luther und Zwingli mit Heiligenscheinen geschmückt sind! In der letzten Nummer des »Protestant« wirft nun F. ein neues Thema auf. Er behauptet, die schweizerische Demokratie gehe auf die Reformation Zwinglis und Calvins zurück. Dieser Gedanke ist ja, auf heutige politische Ereignisse angewandt, recht hoffnungsvoll; es könnten dann bekannte Diktatoren auch zu Bannerträgern der Demokratie sich durchmausern. Freilich müßten wir dann analog auch an die 400 Jahre darauf warten, was etwas lang wäre. Es lese doch F., um ein für ihn unverdächtiges Geschichtswerk zu zitieren, einmal in der »Geschichte der Schweiz«, herausgegeben von den guten Protestanten Emil Dürr, Richard Feller, Leonhard von Muralt, Hans Nabholz (Zürich 1932, Schultheiß u. Cie.), die Kapitel über »Zürcherische Theokratie« und über Calvins Wirksamkeit in Genf nach, wie es mit der »Demokratie« dieser Reformatoren wirklich bestellt war!

F. beschwört dann das Gespenst einer Rekatholisierung der Schweiz herauf und warnt pathetisch: »Halten wir uns vor Augen, daß in den Staaten, in denen katholischer Geist immer herrschend gewesen ist, eine Entwicklung zu einer wirklichen Demokratie ausgeschlossen war!« Waren denn die Landsgemeindekantone der Urschweiz, die wirklichen Vorbilder der schweizerischen Demokratie, nicht immer katholisch und das alte Bern mit seinem absoluten Regiment stockprotestantisch, wie auch der preussische Militärstaat?

V. v. E.

Rezensionen

Leben mit Gott. Von P. Raoul Plus S. J. 143 S., in Taschenformat. Verlag Räber & Cie., Luzern. Kart. Fr. 2.50, geb. Fr. 3.50.

Es wird hier in guter Uebersetzung, die von E. Gschwend besorgt wurde, ein Werk des bekannten französischen aszetischen Schriftstellers den Katholiken deutscher Sprache zugänglich gemacht. P. Plus regt in geistreichen Aphorismen eigener Prägung und mit Aussprüchen mystischer Seelen, wie einer hl. Theresia von Avila, der hl. Katharina von Siena, der hl. Gertrud, Angela von Foligno, Fr. Rodriguez, P. de la Colombière, zum Erleben der heiligmachenden Gnade an, durch die Gott selbst in uns lebt. Das Büchlein erinnert an die Nachfolge Christi. Es kann vielen zu einem innerlichen religiösen Leben behilflich sein, ohne das eine nur äußere religiöse Betätigung eben nur unfruchtbare Aeußerlichkeit bleibt. V. v. E.

Die Wiedergeburt des Abendlandes. Eine Trilogie. Von M ä d e r Robert. Geb. Fr. 5.—. Verlag Nazareth, Basel.

Die heiße Leidenschaftlichkeit, mit der sich heute die Geister gegen das Christentum wenden, erklärt sich aus einer falschen Sicht, in der sie dem Christentum begegnen. Aus diesem pastorellen Erlebnis heraus schrieb der Kulturtheologe und Stadtseelsorger Mäder das Buch: Die Wiedergeburt des Abendlandes. Ein Buch von unvergeßlich starken Bildern!

In einem ersten Teil studiert der Kulturtheologe die Tatsache des Versinkens der heutigen christlichen Kultur. Ich nenne Mäder einen »christlichen Spengler«. Mit feinsinniger Analyse prüft er den Geist der Gegenwart auf seinen übernatürlichen Gehalt. Tod ist Signatur der Zeit. Es gibt ein Mysterium des Todes, wie es ein Mysterium des Lebens gibt.

Dieses Mysterium des Lebens analysiert der Seelsorger im zweiten Teil des Buches. Fast möchte ich den Verfasser fragen: »Wie kannst Du Dich einen Optimisten nennen, während Du so ein düsteres Bild von heute und morgen entwirfst?« Die Hoffnung Mäder's gründet auf dem Wort der Bergpredigt. Er glaubt an die Zukunft eines theologischen Europas, weil er an die Kraft der Bergpredigt glaubt. Aus diesem heroischen Glauben wächst von selbst jener edle, heilige Optimismus empor, der auf unsere müde Seele so erfrischend wirkt.

Wenige moderne religiöse Schriftsteller haben dieses heldisch Heroische und Stolze des christlichen Erlösungsglaubens so lebendig empfunden und so feinsinnig beschrieben, wie der Pfarrer von Heiliggeist in Basel.

Mäder's »Wiedergeburt des Abendlandes« befähigt den heutigen Menschen, den Kreis zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu schließen. Jedes Kapitel ist ein Drama mit Steigerung, Spannung, Lösung — ein Meisterwerk! (Siehe Inserat.)

Dr. X. von Hornstein, Dekan.

BRUDER-KLAUS-HOLZFIGUREN

Reichhaltige Lager-Modell-Auswahl mehrerer Holzbildhauer, jede Größe und Holzart. Zeitgemäße Kunstgewerbe-Arbeit von bleibendem Werte. Prachtvolles Holzrelief-Brustbild des Friedensstifters in Lebensgröße, massiv Holzgerahmt. Alleinverkauf dieser sehr preiswerten Arbeit



J. STRÄSSLE LUZERN
KIRCHENBEDARF DER HOFKIRCHE



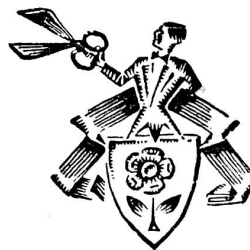
Gebet um den Frieden

von Papst Benedikt XV. verfaßt. 100 Stück Fr. 2.—

Räber & Cie. Luzern

Clichés rasch und zuverlässig!
SCHWITTER A.G.
BASEL Allschwilerstrasse 90
ZÜRICH Slauffacherstrasse 45

Diarium missarum intentionum Fr. 2.50 Räber & Cie.



Soutanen
Gehrock- und Soutanelle-Anzüge
Ueberzieher
Prälatensoutanen

Robert Roos, Sohn

Schneldermeister Luzern
St. Leodegarstrasse 7 Tel. 2 03 88

Älterer, etwas leidender Geistlicher sucht dauernde

Rühestelle

in einem Heim oder kleinen Anstalt, wo er noch die heilige Messe zelebrieren würde.

Zuschriften unter Chiffre 1546 an die Expedition der Schweiz. Kirchen-Ztg.

MARC

Von Kennern sehr geschätztes Destillat aus Traubentrestern, jahrelang gelagert, gehaltvoll und mild, 43°, Fr. 6.50 die Flasche. Das Allerfeinste: Marc de Bourgogne des Cailles Morin, 42°, Fr. 13.50 die Flasche.

LEO WUNDERLE A.G., LUZERN
Obergrund 3, Tel. 20615, Ausstellung und Verkaufsbureau in Zürich Bleicherweg 10, 1 Min. v. Paradeplatz, Telephone 7 85 66.

ROBERT MÄDER
Die Wiedergeburt des Abendlandes

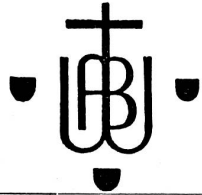
Eine Trilogie

- I. Europa am Kreuz
- II. Worte vom Berg
- III. Feuer und Sturm

Lebensnah und lebenswahr wird hier das dunkle Weltgeschehen der Gegenwart ins Licht der Uebernatur und Gnade gestellt. Diese in allen Teilen packende Trilogie ist das Hohe Lied der Gnade, die Europa durch Rückkehr zur Theologie der Bergpredigt bekehren wird. Etwas vom Feuer des alles erneuernden Hl. Geistes brennt auf jeder Seite dieses neuen Mäder-Buches.

• Preis gebunden Fr. 5.-.

VERLAG NAZARETH BASEL



Atelier für kirchliche Kunst

A. BLANK VORM. MARMON & BLANK
WIL ST GALEN

Ausführung von Altären, Statuen u. kunstgewerblichen Arbeiten für Kirchen Kapellen u. das christliche Heim. Restauration alter Schnitzwerke u. Gemälde. Diebessichere Tabernakelneubauten. Kunstgewerbliche Holzgrabzeichen

Günstiges Angebot

für Volks- + Pfarrbibliotheken

Einwandfreie Romane zu billigen Preisen. Soweit nicht anders angegeben alles Leinenbände. Nur solange Vorrat. (Vorräte beschränkt)

- | | |
|---|----------|
| Berg, W.: <i>Attentat auf den Yellow-Express</i> . Kriminalroman | Fr. 4.50 |
| Bolanden, K. von: <i>Raphael</i> . | Fr. 3.25 |
| Bulwer, L.: <i>Die letzten Tage Pompejis</i> . Historischer Roman | Fr. 3.40 |
| Champol, C.: <i>Die Rivalin</i> . Roman. 4. Auflage | Fr. 5.60 |
| Christ, S.: <i>Die Sternguckerin</i> . Roman. 2. Auflage | Fr. 3.60 |
| Coloma, L.: <i>Arm und reich</i> . 6. Auflage | Fr. 6.40 |
| Daudet, E.: <i>Vom Haß zur Liebe</i> . Roman. 2. Auflage. Halbleinen | Fr. 3.60 |
| Ebenstein, E.: <i>Hinüber ins andere Lager</i> . Roman. | Fr. 4.20 |
| — <i>Stern Nr. 300</i> . Kriminalroman | Fr. 3.60 |
| — <i>Die Helfgotts auf Wallstowo</i> . Roman. | Fr. 3.60 |
| — <i>Unser Sonnenschein</i> . Roman | Fr. 5.60 |
| — <i>Die verlorene Tochter</i> . Roman. 2. Auflage | Fr. 5.60 |
| »Ebenstein« ist das Pseudonym für <i>Anni Hruschka</i> , deren Romane in weiten Kreisen immer noch sehr gerne gelesen werden. | |
| Fabri de Fabris R.: <i>Wandlungen</i> . Roman. Halbleinen | Fr. 3.60 |
| Fletcher, J. S.: <i>Das Geld des Toten</i> . Kriminalroman. | Fr. 3.60 |
| — <i>Die gleichen Ringe</i> . Kriminalroman | Fr. 3.60 |
| — <i>Ein Mann fällt um</i> . | Fr. 3.60 |
| — <i>Schatten über Nicholas</i> . Kriminalroman | Fr. 3.60 |
| — <i>Die Sicherheitsnadel</i> . | Fr. 3.60 |
| Frankenstein, H.: <i>Frauenwege</i> . Roman | Fr. 5.60 |
| — <i>Eine geheime Mission</i> . Kriminalroman. 4. Aufl. | Fr. 3.40 |
| — <i>Verhängnisvolle Schuld</i> . Roman. | Fr. 5.60 |
| — <i>Das Testament der Mörderin</i> . Roman. | Fr. 5.60 |
| — <i>Unter schwerem Verdacht</i> . Roman. | Fr. 5.60 |

Buchhandlung **Räber & Cie. Luzern**

Teppiche
 Linoleum
 Vorhänge

Spezialität: Kirchenteppiche

Linsi

Teppichhaus z. Burgtor
 am Hirschengraben LUZERN

JUNGE MÄDCHEN

die auf eine interessante und sichere Laufbahn reflektieren, besuchen die Kurse der

Kinder- und Kranken-Pflegerinnenschule Genf

„Pouponnière-Clinique des Amies de l'Enfance“
 Chemin des Grangettes 109, Telephone 4 42 22

Diese Kurse vermitteln nicht nur eine vollwertige Berufsausbildung, sondern bieten zugleich die beste Vorbereitung für zukünftige Frauen und Mütter. - Referenz: Kath. Pfarramt St. Paul, Genf

Das Leben des großen Eidgenossen und Katholiken

Bundesrat Motta

in einem prachtvollen Buche, wahr, lebendig, intim und interessant erzählt von *Aymon De Mestral*. Schöner illustrierter Leinenband Fr. 9.05. Das Buch ist ein Denkmal eidgenössischen Schaffens, das jeder Katholik mit Stolz erwerben sollte. Zu beziehen durch:

Buchhandlung Heß

Schifflande 2, Basel

(Wir senden das Buch auch zur Ansicht)

Kirchenfenster und Vorfenster

zu bestehenden Fenstern

aus Schmiedeisen durch die Spezialfirma

MEYER-BURRI & CIE.

Kassen- und Eisenbau - LUZERN - Vonmattstr. 20 - Tel. 21.874

Katholische

Eheanbahnung

Erste und einzige mit bischöflicher Empfehlung und Kontrolle, diskret, erfolgreich. Auskunft durch
 Neuland-Bund Basel 15/H Postfach 35603

Zur Beichtstuhlhygiene

Cellophanpapier
 in beliebiger Grösse
 zugeschnitten liefert

Räber & Cie. Luzern

Messwein

sowie in- und ausländische
 Tisch- und Flaschenweine

empfehlen

Gebrüder Nauer

Weinhandlung

Bremgarten

Beedigte Messweinflieferanten



Adolf Bick

Kirchen-Goldschmied Wil

empfeht seine
 gute und reelle Werkstatt
 für kirchliche Kunst